

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 22 (1918)  
  
**Artikel:** Der Dichter der "Armen Greth"  
**Autor:** Kronenberg, Ignaz  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-573808>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

dü = djo = di = jo = li = dü = jo = li = dü = jo = dü = jo = dü = jo = dü = jo = lü = do...

*ritard..... ppp*

### Der Dichter der „Armen Greth“.

Einem zu Unrecht Vergessenen zu seinem 100. Todestag († 21. Mai 1818) gewidmet  
von Ignaz Kronenberg, Meyerskappel.

„Ich armi Greth bin übel dra!  
I läb i großer Gföhr,  
I weis mer eister no ke Ma,  
Goh doch is vierzigst Johr.  
Es tuet mer mängisch grüüsi weh,  
Mues grine wie nes Chind,  
Bfunders wenn i alle gseh,  
Dab sövel Buebe sind.“

Chor:

Du armi Greth bist übel dra,  
Du arme-n arme Tropf!  
Säg nur, wie chehrsch-es au no a?  
Red nur und lär di Chropf!

Mit dieser Strophe beginnt eines der ältesten mundartlichen Gedichte, das den Luzerner Pfarrer Josef Ineichen zum Verfasser hat, dessen Dialektdichtungen im Jahre 1859, also 41 Jahre nach seinem Tode (1818), von „Freunden volkstümlicher Dichtung“ bei Frz. Jos. Schiffmann in Luzern herausgegeben wurden. Ein stattliches Bändchen von 152 Seiten mit einer ansprechenden biographischen Skizze und einem kleinen Lexikon zu den unverständlichen Dialektausdrücken. Das Buch ist selten geworden: mehreren Buchhändlern hatte ich schon Auftrag gegeben, sich danach umzusehen, aber erst neulich hat es mir der Zufall in die Hände gespielt. Es war keine geringe Freude für mich, endlich die „Lieder vom alten Sepp“ zu sehen.

Es braucht nun keiner Entschuldigung, wenn hier der Volksdichter Josef Ineichen wieder etwas zu Ehren gezogen wird. Hat doch derjenige, der auf seinen

Schultern steht und ihn nur formell überragt, Jost Bernhard Häfliger, kürzlich zweimal die Ehre gehabt, den Lesern der „Schweiz“ vorgestellt zu werden. Im Jahr 1915 mit: „Was bruuht me=n=i der Schwyz?“ und „'s ist im=e Dorf vor Zyte“, welche Lieder beide schon längst Volksgut geworden sind. Häfliger, der vierzehn Jahre jünger war als Ineichen und dem nämlichen Stand angehörte, zeigt ganz deutlich Anlehnung an Ineichen, sowohl im Strophenbau wie in gedanklicher Beziehung. Er ist gefeilter und polierter als sein älterer Freund, den er, der etwas jungerlich angehauchte Münsterer Bürger, nie in seinen Gedichten zitiert, während Ineichen, der demokratische, derbe „alte Sepp“, sich durch seine Erwähnung des Gesanges Häfligers an der Helvetischen Gesellschaft in Zofingen fast in eine Art Abhängigkeitsverhältnis zu seinem höher gestellten Freunde begibt. Ineichen sowohl wie Häfliger hat die Melodien zu seinen Liedern selbst erfunden. Da er aber nicht imstande war, sie in Noten zu schreiben, sind sie verloren gegangen... Sodann wurde Jahrg. 1916 Häfligers vielseitige Wirksamkeit als Dichter, Musiker und Seelsorger an Hand von Bildern behandelt in dem Aufsatze: „Die Bildnisse des luzernerischen Volksliederdichters Jost Bernhard Häfliger (1759—1837“ \*). Bei

\*) Das Exemplar der „Schweiz. Volkslieder“, das dem Dekan Häfliger gehörte, mit Korrekturen von seiner Hand,

Jneichen würde man wohl umsonst nach einem Bilde fahnden, und hätte man ihn dazu aufgefordert, sich im Bilde zu verewigen, so hätte er sehr wahrscheinlich geantwortet, er liebe es nicht, sich aufhängen zu lassen.

Ballwil im lieblichen Seetal ist die Heimat Josef Jneichens, und seine Ankunft auf dieser Welt Anno 1745 machte dem Kirchmeier, Gastwirt und Wachtmeister Leonz Jneichen eine große Freude. Da der Knabe bald besondere Anlagen zeigte — Ballwil hatte damals wohl noch keine eigene Schule — beschloß sein Vater, das zwölfjährige Bürschchen beim dortigen Pfarrer in die Schule zu schicken, und der Vertrag, der zwischen beiden geschlossen wurde, ist für die heutige Zeit nicht ohne Interesse. Der Pfarrer verpflichtet sich da, den Knaben Josef Jneichen „in dem Studiren bis in die sechste schuol (diese ausgeschlossen) zu unterweisen, auch hiezu alle Bücher aus seinen Unkosten herzuschaffen; wofür Leonti Jn Eichen aber die schuldigkeit haben soll, 250 Gulden zu erlegen. Sollte aber obgemeldeter Josef, zu der Zeit, da der Ehrengedachte Lunzi Jn Eichen die begerte ganze Summa Gelds schon ausbezahlt hätte, im studiren noch nicht genug unterweisen und gelehrt worden sein, so verspricht Pfarrer Schmidli, den Knaben so lang und sovil zu unterweisen und zu lehren, und zwar ohne Anforderung einer neuern Bezahlung, bis dieser tauglich genug sein wird, in die sechste schuol oder Rhetoricam aufgelaßen zu werden.“ Die Vollendung seiner Studien wird um 1768 erfolgt sein, und schon zwei Jahre nachher treffen wir ihn als Pfarrer von Udligenswil, welche Pfründe er aber schon 1776 mit der Pfarrpfründe von Neuenkirch vertauschte, obwohl alles darauf hindeutet, daß er dem Böcklein in der durch den „Udligenswiler Handel“ allbekannten Ortschaft lieb geworden war. Im Jahre 1785 machte er einen freundlichen Besuch bei seinen früheren Pfarrfindern und sang ihnen zur Begrüßung ein extra für sie, aber auffallenderweise in Unterwaldner Mundart verfaßtes Gedicht. Es ist möglich, daß in die-

ist Eigentum des Verfassers. Es ist mit einem Gylbris versehen, das aber nur wie eine Visitenkarte die Worte zeigt: „Jodocus Bernardus Hefflinger, Beronensis, Rhetor II. Anni, 1773“.

ser an die „Länder“ grenzenden Ortschaft damals noch mehr Anklänge an die Unterwaldner Mundart zu hören waren als heute. Pfarrer Stalder, der Verfasser des Idiotikons, hat dieses Gedicht als Beispiel des Dialekts der Unterwaldner in sein Werk aufgenommen, ohne aber den Verfasser zu nennen, während er dies bei dem Gedicht „Was gohd iez i der Schwyz?“ von Häfliger nicht nur nicht unterläßt, sondern diesen dabei noch „den bekannten Volksbarden“ nennt. Jneichen begrüßt zuerst seine lieben Landsleute und tut in der zweiten Strophe so, als ob er immer noch Pfarrer zu Udligenswil sei:

Jer wissid, doß i Pforer bi  
Dert hinderm Gehethol:  
Im Udligeschwiler Gäumetli,  
Dert ist mi Heerdezoht.  
Die setti holt hiete  
Vor's hellische Wolfs Wiethe,  
Doß er mir lois erwitsch.  
Dos isch bigopp te Norette,  
Wett lieber uife Gitsch.

Die dritte Strophe bestätigt den auch heute noch etwas übeln Ruf Udligenswils wegen der häufigen Hagelwetter:

Grod nili hed's mi ibel ghnt,  
Jer hend's e Goppel gheert;  
E storche Hogel hed's is gshnt,  
Mi ersit Rueh versteert.

Der für ein späteres Gedicht wichtige Vers „Es isch te Norette“ kommt noch ein zweites Mal hier vor, wo er meint, es sei keine Kleinigkeit, nachts im Bette zu schwitzen vor Angst, wenn Diebe einbrechen. Offenbar die Anspielung auf ein Vorkommnis während seines Aufenthaltes in Udligenswil. Aber er sagt, zum Troste habe er jetzt immer einen Gertel neben dem Bett. Damit wolle er aus einem Diebe zwei machen, der „andere“ werde dann schon gehen.

Aus seiner Tätigkeit in Neuenkirch (1776—1793) wird als Merkwürdigkeit hervorgehoben, daß er einem Bauernknaben zur Fortsetzung seiner Studien verhalf, trotz dessen Abneigung gegen den geistlichen Stand, ihm vorauslagend, er werde einst Schultheiß des Kantons Luzern werden, was gegen alles Erwarten eintrat. Heinrich Krauer war der erste „Plebejer“ im Schultheißenamte des Kantons Luzern.

Wie Jneichen überhaupt gern sich selbst ein wenig ironisierte, so hat er auch ein be-

denkliches Halsleiden, das in jener Zeit ihn plagte und zu ernststen Besorgnissen Anlaß gab, oft für seine Wize herangezogen, besonders nachdem aus dem drohenden Siechtum ein harmloser, aber etwas umfangreicher Kropf entstanden war. Seinen Sang über „die dicken Hälse“ habe ich in meiner Jugendzeit wenigstens in einigen Strophen dann und wann gehört. Er meint, sein Hals wäre eigentlich nur dünn, wenn der Kropf nicht wäre, und er bringe es wahrscheinlich nicht mehr weiter als bis zum Propst im Waldis und zum Bürgerrecht in Reiden:

Am Luft ist's nid, am Wasser nid,  
Wi d'Döcker wend druff bharre,  
Es ist — am Hals, seid euse Schmid,  
Di Döcker seigid Narre...

Und zum Schlusse meint er:

Deppis cha mi gheie no:  
Dick Hälse, die gids nid fälte,  
Und sid die as Brätt sind cho,  
Wend d'Chröpf iez nüd meh gälte.

Es kam die Zeit der französischen Revolution mit ihrer Umwertung aller Werte. Der Untergang der alten Eidgenossenschaft, das furchtbare Geschick des Nidwaldner Landes hatten die Neigung zur Melancholie, die ihn 1793 zum Verzicht auf die Pfarre Neuenkirch und zur Annahme einer Kaplanei im Kloster Rathausen veranlaßt hatte, bei ihm stark befördert. Hereditäre Belastung von der Mutter her habe noch dazu beigetragen, sein weiches Gemüt in tiefste Schwermut zu versenken. Später konnte er auch darüber sogar noch spaßen mit dem Witzwort: „Dem Rassen regnet's bald zu viel.“ Aber es muß eine sehr schwere Zeit für ihn gewesen sein, wenn man vernimmt, wie er schon den festen Entschluß gefaßt hatte, den Tod im Rotsee zu suchen. Er nahm sein Geld mit, riß einen Zaunpfahl in der Nähe des Sees aus, steckte das Geld in das Loch und den Pfahl wieder hinein, und nun wollte er ins Wasser. Da kam ihm auf einmal der Gedanke: „Gott verläßt dich nicht!“ Und er kehrte um und suchte den Zaunpfahl, der sein Geld barg. Einen um den andern riß er aus, den rechten fand er nicht mehr, und so kehrte er ohne sein Geld, aber doch wenigstens mit besserem Lebensmute wieder zurück in sein Kloster.

Diese Episode wurde deshalb hier an-

geführt, weil eine seiner Dichtungen auch teilweise schuld gewesen sein soll an der Unnachtung seines Gemütes, nämlich „Das Paradies“. Es ist dies neben der „Armen Greth“ und dem „armen Hans“ seine umfangreichste Dichtung, 58 fünfzeilige Strophen voll von Witz und Derbheiten. Das Gedicht wird trotz seiner Länge auch heute noch dann und wann vorgetragen, wobei freilich wohl immer etwelche Streichungen und Purgierungen vorgenommen werden. Jneichen selbst hat es mit Vorliebe in Gesellschaften zu Gehör gebracht, aber ein Pietist, der einmal dabei war, hat ihm nachher schwere Vorwürfe gemacht wegen Mangels an Pietät gegen die heilige Schrift, und diesen Vorwurf habe sich Jneichen so sehr zu Herzen genommen, daß er von da an in jene Schwermut verfallen sei, die ihn fast in den Tod getrieben hätte. Das Gedicht behandelt die Erschaffung von Adam und Eva, ihren Sündenfall und die Vertreibung aus dem Paradiese nach der Genesis:

I weis es Buech, 's heißt Genesis,  
Der hend's au scho durchnauset gwüh,  
Das hed drin Züg und Sache,  
Zum Briegge wi zum Lache,  
Wi-n ich e Bschrybig ha.

Gott Batter seid bi Früehligs Zyt:  
Was nüd, isch nüd und heißt au nüd;  
Drum schaff i mir bi miner Treu;  
Wält, Mondsche, Tier und allerlei.  
Allo, iez hurtig dra!

Niemand führt Steine und Sand herbei, kein Architekt macht einen Riß, es geht dennoch, und nun will er auch noch den Menschen in die neugeschaffene Welt setzen:

Druf speuzt er fräsch und harsch i d'Händ,  
Wi d'Hafner, wenn's a d'Arbet wend,  
Und nimmt es Stückli Lätt so groß,  
Wi's Winemüllers feißi Loos,  
Und sohd a z'dräie dra.

Der Herr schafft ihn so, „wi's im Ranton de Bruuch“, haucht ihm die Seele ein, zeigt ihm das Paradies mit den vielen Pflanzen und Tieren, mit denen Adam sich nun beschäftigen soll, dann zieht er sich zurück:

Gott Batter gohd, nimmt sis Raffee,  
Hed 's Odems Mueh vo wytem gseh  
Durs Pärspäktif. Chund weidli zrug,  
Seid: Odem, sä nes Frankstuck,  
Muescht au es Trinkgeld ha.

Dem Adam wird's aber bald zu langweilig, er hätte gern eine Gehilfin. Gott Vater warnt und sagt, das sei eine heisse Sache:

Bindeli, Bändeli wend=ji ha,  
 Syde, Sammet, Spigli dra,  
 So-ne donstigs Hoffertschwanz  
 Verzehrt im Ma sis Gädli ganz,  
 Cha nur keis Schöppli ha.

Adam läßt sich nicht beschwichtigen, Gott Vater gibt nach und erschafft die Eva aus der Rippe Adams, was ihr sofort Anlaß gibt, sich über Adam zu erheben, der ja nur aus Lehm erschaffen sei. Sie feiern aber dennoch Hochzeit, wobei Mörser knallen und das Tedeum gesungen wird. Nun kommt die Verführungsszene am verbotenen Baum, wobei die Eva schlecht wegstommt. Adam schiebt alle Schuld ihr zu und bittet sie schließlich, Gott ja nichts davon zu sagen, daß sie den Apfel gegessen:

Still, seid d'Ev, häb iez kes Gschär,  
 Er chund glaub scho im Schmuuz dohär,  
 Der weis gwüß scho di ganzi Gschicht,  
 Macht emel gar es grüsligs Gsicht,  
 As hätt'er Surchrunt gha.

Das Verhängnis vollzieht sich, sie müssen fort aus dem Paradies, und da es mit den Kleidern schlecht bestellt ist, bittet Adam zum Schluß:

Min Gott und Schöpfer, au no eis:  
 Vo-n eune alte Hömlene eis! —  
 Vergält ed's Gott! 's isch iez verby,  
 Mer sind halt Gott — verziehmers gsh  
 Jez gohd-is d'Chilbi a.

Aus diesen Proben läßt sich die ganze Art Jneichens am besten erkennen. Es ist aber durchaus ausgeschlossen, daß er mit solchen Schnurren die heilige Schrift oder den Schöpfungsbericht hätte lächerlich machen wollen. Er hat in Worten das Nämliche getan, was die primitiven Maler des Mittelalters in ihren Bildern machen, in denen sie die Verhältnisse auch der entlegensten Zeiten in ihre Gegenwart hinüberziehen, um ja recht anschaulich zu sein. Jneichen wollte vor allem erheitern und unterhalten in einer Zeit, wo es so viel des Schweren und Düstern gab. Und da man ihm selbst diese seine harmlose und wohlthuende Freundestat zum bösen auslegte, da ist auch ihm der Mut gesunken, und die schwere Wolke seelischer Depression verdunkelte sein Inneres.

Es war ihm längere Zeit nicht mög-

lich, in seinem Berufe zu wirken; er verließ Rathausen und begab sich zu einem Verwandten in seiner Heimat Ballwil. Dasselbst fand er sich nach und nach wieder ganz zurecht in freundlichen Besuchen und Spaziergängen, wo er immer begierige Zuhörer fand, die seinen Märchen und Schwänken lauschten. 1805 konnte er wieder daran denken, eine Pfründe zu übernehmen, und zum Glück bot sich ihm etwas dar in der Heimat: die Kaplanei in Baldegg.

Sie ist eine Gründung des Chorherrn Johannes von Baldegg zu Münster, auf dessen Epitaphium im Kreuzgang des Stiftes daselbst die merkwürdigen Worte stehen:

De Kilchberg canus dedentatusque Decanus  
 Rursum dentescit, nigrescit et hier equiescit  
 Nachdem zu Kirchberg der Defan  
 Ergrauet war und ohne Zahn,  
 Bekam er Haar und Zähne wieder.  
 Hier ruhen seine Glieder.

(Gest. am 15. Sept. 1360 im Alter von 186 Jahren).

Hier fand Jneichen nun Zeit und Muße, um neben seinen pastorellen Verrichtungen wieder Verse zu schmieden, und da sind besonders drei Lieder aus dieser Zeit, die für seine künftige Lebensstellung nicht ohne Bedeutung waren. Jneichen hatte sich schon seit einiger Zeit bei der Regierung des Kantons Luzern um ein Kanonikat in Münster beworben, wobei er — nebenbei bemerkt — einem der hochmögenden Herren, der ihn in Luzern fragte, was er wolle, die drollige Antwort gab: „Ich gehe Mehren auflesen, den Kratten (auf seinen Hals deutend) trag ich am Halse.“ Mehr als diese Antwort haben jedenfalls die genannten drei Lieder zur Erfüllung seines Wunsches beigetragen, da er sie, dem Beispiel Häfligers folgend, der auch ein umfangreiches Lied auf die Schlacht bei Sempach gedichtet und bei der Schlachtjahrzeit vorgetragen hatte, ebenfalls bei diesem Anlasse zu Gehör brachte, 1806—1808. Wahrscheinlich ist das Nämliche schon geschehen mit seinem „Lied eines Schweizers“, das neben der Schlacht bei Sempach auch auf die andern ruhmvollen Kriegstaten der Schweizer Bezug nimmt. Im Liede von 1806 aber, dessen vollständiger Titel lautet: „Lied vomene Buur nochem Sämpecher



Schlachtjohrzig bime Schöppli Wy, wo-n  
er scho e chli Del am Huet gha hed“, gibt  
er in 24 Strophen eine Schilderung der  
Schlacht bei Sempach mit etwelchen Di-  
gressionen. Das „Lied uf d'Sämpecher-  
Schlacht“ von Häfliger ist fünf Jahre älter.  
Beide lehnen sich an Halbsutters Schlacht-  
lied an, den Jneichen sogar mit Namen  
anführt: „Wenn ich's wi Suter singe  
hönnnt...“ Die Strophen des alten Sepp  
sind oft von einer unübertrefflichen An-  
schaulichkeit, so, wenn er den Herzog Leo-  
pold durch seinen Narren, den Heini von  
Uri, in seinem Dialekt warnen läßt:

„So griest: Nit, nit, gehnd nit z'noch zue!  
Si nigglet hindsch di bruini Chueh,  
Ha glott nit chenne moche...“

Beim Lebehoch, das am Schlusse auf  
die Abordnung der Regierung ausge-  
bracht wird, bekommt auch der Dekan  
(Häfliger) seinen Teil:

Es läbi euse Herr Dekan,  
Ich schwör em do zur rote Fahne  
Und gib-em mi Parolle —  
Er dankt: „Der Sepp ist volle.“

In der Endstrophe meint das Qui-pro-  
quo-Burli:

Mues bald iez hei zu Wyb und Chind,  
Wett gärn no bi-n ech blibe...  
Hm, stirbi, nu, so wird i blind,  
Suft wett ech's au no schrybe.  
Doch dankid z'Johr de au e chly:  
Der Don Gischott isch färn do ghy,  
Hed täuselet wie ne Junge,  
Hed's besser gmeint as gsunge...

Nein, Jneichen kam wieder, und zwar  
im Jahre 1807, mit dem Lied: „Altmö-  
disch Chnüttel vo der Sämpecher Schlacht  
d. i. es Lied uf sälb Johrzig, vorglaet vom  
Sepp Jneiche am Möhli!“ Seine Ge-  
sundheit scheint inzwischen schon wieder  
gelitten zu haben, denn er fängt an:

Ha-n eister färn schier Chummer gha,  
Ihr guete liebe Lüt,  
I tröff-ech nie meh z'Sämpech a —  
I Achruud verdirbt halt nid...

In diesen 21 achtzeiligen Strophen  
kommt Jneichen etwas stark ins Morali-  
sieren hinein, doch in einer so lustigen und  
sich selbst nicht schonenden Art, daß man  
ihm nicht gram sein kann dafür. Zur  
Chorherrenpfürnde aber hat ihm erst das  
Lied von 1808 verholten: „Im alte Sepp  
si Traum. E-n alte Schwyzerbuur ver-  
nimmt, au die Herre Chreglandte vo der  
Tagbsahig chömid a's Schlachtjohrzig; hed

druf e kurjose Traum.“ Er erzählt, wie er  
im Traum in den Himmel gekommen, wo  
man gerade die Sempacher Schlacht-  
jahrzeit feierte und wie die Helden da ge-  
ehrt wurden und was für vornehme Leute  
da zu sehen waren, und nennt dann ge-  
rade diejenigen höhern Herren und Be-  
amten, die ihm zuhörten:

I stuune wi-ne Gänggel, lueg ume und äne;  
Wär Donner wett zelle di nueferi Schar!  
I cha si umögli mit Rang e so nänne,  
Verziehmmer! will mälde nur öppe'n es paar:  
's sind Erlach, d'Alt, Redig,  
Feer, Pfyster und Jettig;  
Vo Jüri Manessische Helde-n und Heer —  
Die macht-ne no Scharris —  
Herr Ambüel vo Glaris,  
Wirz, Wattewil, Röll und Jmfeld;  
Bil Zuger, wi Herme, sind zellt.

Später werden noch Gluz, Weber,  
Sax, Peyer, Frei, Müller, Meyer, Krus,  
Hertenstein, Steiger und Schmied auf-  
gezählt. Man spielt im Himmel Theater,  
natürlich die Schlacht bei Sempach mit  
der unterhaltlichen Episode vom Hans  
von Root. Auch der selige Bruder Klaus  
und Lavater, der ihn im Liede verherr-  
lichte, kommen darin vor. Den Schluß  
bildet folgende Ansprache an die hohe Ge-  
sellschaft:

Das donig, ihr Herre! ihr nämmers nid übel;  
Me gid-ech doch dickst nur 's Düggeles Dank;  
Ihr müend halt umstoße bi mängem de Chübel;  
Ihr müemmers nid chlage, 's macht eine schier  
chranf.

's gid Wunde, 's gid Schmärgze,  
's gohd eim e Rung z'Härze:  
's gid Bäller, si stächid wi 's Dchsefsteis Muul.  
Nu baschte, löhd's rede,  
Und dankid numede:  
I luege nur 's Bätterland a;  
So heds au de Winkelfried gha.

Im nämlichen Jahre noch konnte der  
glückliche Sänger das Kanonikat in Mün-  
ster antreten, sein sehnlichster Wunsch war  
in Erfüllung gegangen. Er war einer der  
ersten „Plebejer“, denen die menschen-  
freundliche Stiftung der Lenzburger Gra-  
fen aus dem zehnten Jahrhundert den  
Lebensabend verschönerte, nachdem das  
Konfordat der Luzerner Regierung mit  
dem Bischof von Konstanz im Jahre 1806  
daraus eine Versorgungsanstalt für ältere  
übelmögende Geistliche gemacht hatte.  
Von hier aus, wo ihm noch zehn Jahre zu  
verweilen gegönnt war, nahm der alte  
Sepp nicht nur an der Sempacher

Schlachtjahrzeit teil, sondern auch an den Versammlungen der Helvetischen Gesellschaft, deren Präsident 1809 Johann Stalder war, der Verfasser des Idiotikons, mit seinem Freunde Dekan Häfliger als Sekretär. In jenem Jahre tagte die Gesellschaft in Zofingen, und ebenso 1810, bei welchem Anlaß nun Zneichen sein mit großem Beifall aufgenommenes „Lied ufe Fride“ zum besten gab. In den ersten Strophen schildert er die Zeitlage, und dann erinnert er sich daran, daß sein Freund Häfliger letztes Jahr an dieser Versammlung ein so schönes Lied gesungen: „D' Bruust“, die in dieser Zeitschrift Jg. 1915 (S. 478 f.) veröffentlicht ist. Hatte Häfliger ein Gleichnis gebracht mit dem Feuer, so wollte Sepp eines bringen mit dem Wasser, und ich denke, nachdem ich es einer durchgehenden Kürzung, Sichtung und Glättung unterzogen habe, verdient es wohl, der „Bruust“ an die Seite gestellt zu werden. Ich würde aber den Titel ändern und es benennen: „D' Arche, vom alte Sepp (früsch) verchittet vom J. R.“

Darf i au es Glnchis bringe?  
Und es isch nid alls nur Gspaz —  
Wo der Arche wemmer singe,  
Schüchids nüd, isch au chli naß —  
Vom Herr Noß und sim Gsind,  
Wi 's i d' Arche zoge sind.

Wär hed ächt vorusse bschlosse?  
Rot-mer i und rot-mer a!  
Deb-mer d'Arch i's Wasser gstoße,  
Wär hed d'Tür verbächet gha?  
D'Arch hed gschittet Gottes Hand  
Und so euses Huus und 's Land.

Aller Gattig Tier sind dinne  
Au scho i der Arche gsi,  
Noß aber, guet bi Sinne,  
Weis, was 's heißt, so z'säme z'si,  
Loft e chli und bütet Rueh,  
Luegt au vil a Himmel ue.

Eusi Arche, eusers Ländli  
Hed au aller Gattig Lüt:  
Tüütschi, Wätschi und es Fähnli  
Bruuni Pomperluuße-Hüüt.  
Das isch gwüß e brave Ma,  
Wär die all cha z'säme ha.

Chuum isch 's Wasser rächt abträtte  
Und mi Noß ufe cho,  
Zued-er mit sim Böschli hätte,  
Danke Gott, isch wider froh:  
O, mis Bolch, ihr Schwiizer all!  
Sind mier nid i's Noßs Fall?

Au, so wemmer au Gott danke,  
Ufrächt, brav und einig si,  
Wägem Schifflohn nid lang zangge,  
Wo mer sind so gfeilig gsi.

Wenn's de einisch Fride gehd,  
Schickt-si 's zangge allwäg nehnd.

Dankid dra, wie höch und nider  
D'Stürm di Arche-n ume glagt;  
Nentli chund doch d'Sunne wider:  
Wär-me doch nur nie verzagt!  
D'Tuub isch mit-em Delzweig cho —  
D'Chräije het-me gärn lo goh.

O, ihr Schwiizer, luegid nume  
Uf di Länder zringelum,  
's Gländ wird-si lang no drücke,  
Müends halt träge still und stumm.  
Was nid i der Arche-n isch,  
Chund ums Läbe, bis a d'Fisch.

Und mer gänd enand iez 's Händli,  
Zeigid, das mer fridli sind,  
Wöischid Glück dem liebe Ländli,  
Herr und Buur und Wiib und Chind!  
Alli, alli, gsägnis Gott!  
's chund es herrlichs Morgerrot.

Einigkeit und Lieb und Fride,  
Die sind iez für alli 's Best,  
Ohni die isch niemer z'fride,  
Und mer gschändt si's eige Näst.  
Und 's bleibt wöhr, 's bleibt ehbig wöhr:  
Fride bringt di beste Johr!

1811 wurde Zneichen, wohl zum Lohn für diesen seinen Friedenssang, als Mitglied in die Helvetische Gesellschaft aufgenommen, die trotz ihren freiheitlichen Bestrebungen doch so etwas einen aristokratischen Anflug hatte. Ist es vielleicht bei einer ihrer Versammlungen gewesen, daß Zneichen, als alles zauderte und keiner den Vortritt haben wollte, der peinlichen Situation, auf seinen Hals deutend, mit dem Spaswort ein Ende machte: „Der Schälleträger ghört vora!“?

Aus seinem Aufenthalt in Münster stammen noch einige seiner besten Gedichte, wie „Nur öppis möchti vo-n öpperem öppe wüsse“ mit dem Rehrreim:

Nur öb der Wn guet grote sn  
Und öb-er wolfel zha?  
Nur das, nur das, das wunderet mi,  
I danke-n eister dra.

wovon wir doch wenigstens eine Strophe kennen lernen müssen, deren Inhalt gegenwärtig leider wieder aktuell genug ist:

Und gwunderet hend si au gar sehr  
Vom Zucker allerhand,  
Deb nid bald Meister ufem Meer  
Der König vo-n England.





Pierre Eugène Vibert, Genf.

Mädchen im Obstgarten.  
Skizze zu einer Holzschnittfolge nach Verhaeren, Les Blés mouvants.





Er seß si Chopf, bruuch Gwalt und List:  
Mich duncks e Narretie,  
Wo 's Wasser so versalze-n ischt  
Und d'Fisch no machid dri.

Auch ein zweites Lied „Ufe Fride“  
mag aus dieser Zeit stammen, wie auch  
der „Oberflächliche historische Blick i'n  
eufers Ländli“, wo er gegen den Schluß  
sagt:

Basste, seigs: mer chiimid doch no,  
Es hätt no chönne wirser goh.  
Danke und sind einig,  
Wo-mer so eleinig  
Fast 's userwählti Bölchli sind.

Daß es ihm in Münster sehr gut gefiel,  
das beweisen seine Lieder: „Wo-mer mit-  
enand es Möhli 'knauslet“, „De Herre  
Musici“ und „'s ist z'Meuster churzwillig“  
mit dem Rehrreim:

Gwüß und eigeli, ungfexiert,  
's isch z'Meuster gueti Lag,  
So zringelum alls ordiniert,  
's gid Gründ und Freud all Tag.

In diese Zeit ist vielleicht auch die Ent-  
stehung jenes Liedes anzusehen, das einen  
wahren Siegeslauf durch die ganze  
Schweiz gemacht und in verschiedenen  
Bearbeitungen sich den einzelnen Landes-  
gegenden angepaßt hat: es ist das allbe-  
kannte Lied „'s Länderbürl“, das kürz-  
lich auch in die Sammlungen „Im Röseli-  
garte“, „Zuhui!“ und als Brienzerbürl  
im „Alphorn“ Aufnahme gefunden hat, in  
welch letztem aber Text und Melodie  
stark geändert sind. Dieses Lied ist un-  
streitig Zneichens Haupttreffer, und wenn  
es nicht gar so bekannt wäre, müßte es un-  
bedingt hier stehen. Wie unerwartet wahr  
ist jetzt die Strophe geworden:

Und wemmer iises Dnkli am Rigge hend  
Und uf Luzäre-n oppe gend,  
Do chemid di Luzärner grad ordelt zloise  
Und wend iis iisers Dnkli abchoise:  
Es isch käi Norretie,  
Nes Länderbürl zsy!

Nun haben wir aber mit Absicht noch  
immer nichts von jenem Werk gesagt, das  
im Titel angegeben ist, von der „Armen  
Greth“. Außer dem Länderbürl ist das  
dasjenige Gedicht, das den alten Sepp am  
populärsten gemacht hat. Es ist noch nicht  
lange her, daß ein fahrender Sänger mit  
seiner Gitarre zu mir ins Haus kam und  
zu meiner nicht geringen Verwunderung  
die „arm Greth“ sang. Es sind nicht  
weniger als 39 achtzeilige Strophen: da

braucht's gute Geduld nicht nur zum  
Singen, sondern auch zum Zuhören.  
Etwa sechzig Wallfahrtsorte und Kapellen  
sucht sie auf, die arme Greth, um endlich  
einen Mann zu bekommen: es will ihr ein-  
fach nicht glücken, obwohl sie so genügsam  
wäre und so heilige Versprechungen  
macht:

Wenn eine würd a Chruce goh  
Und hätt ke Baze Guet,  
I gäb-em d'Hand, wär grüüsl froh,  
Und us wär mi Schwärmuet.  
Wett huuse, schwiige, ghorlam si,  
Wett spinne de ganzi Tag,  
Wett trinke nid es Tröpfli Wy  
Und Brönz, wo-n i gar nid mag.

Ich kann mich noch ganz gut aus mei-  
ner Jugendzeit erinnern, wie man beim  
Volke die „arm Greth“ als das Nonplus-  
ultra von Poesie schätzte und jene mit  
respektvollen Augen betrachtete, die etwa  
größere Partien daraus auswendig konn-  
ten. Auf mich selbst haben die Leiden der  
armen Greth eine so tiefgehende Wirkung  
ausgeübt, daß ich nicht umhin konnte, ihr,  
da sie von der langen und mühseligen  
Wanderschaft etwas heruntergekommen  
ausah, ein besseres Gewändlein zu ver-  
schaffen, und sollten die Leser der  
„Schweiz“ bei der verehrten Redaktion  
den Wunsch äußern, daß ihnen die arme  
Greth im neuen Gewändlein vorgestellt  
werde, wird diese sich vielleicht anfäng-  
lich etwas zieren, aber dann doch schließ-  
lich einwilligen, besonders, da die Greth  
nun auf die ledigen Zeiten als tempi  
passati zurückblicken kann.

Der alte Sepp hatte nämlich mit der  
armen Greth einen solchen Bombenerfolg,  
daß er glaubte, er müsse ihr aus lauter  
Dankbarkeit schließlich doch noch einen  
Mann geben, und aus diesem Gefühl her-  
aus mag das ebenfalls umfangreiche Ge-  
dicht: „Der arme Hans' oder ‚Hochsig-  
gschicht der arme Greth und wie se-si als  
Frau ufgeführt hed“ entstanden sein. Hans  
erzählt, wie er die Greth in der Kirche ken-  
nen lernte und wie sie ihm eine Priße an-  
bot:

Ha gschmupft, i gspüres iegel no,  
Bi grad vernaret gi;  
's isch, glaub, so dere Gangmer noh  
Wo Runderband derbi.  
Nu, sagt, Greth, e Chrom muescht ha,  
(Sie hend schön Meie dert  
Und luter so Schlämpämpel dra)  
Das hed si gleitig ghört.

Alles Mitleid, das man früher mit der armen Greth gehabt hat, muß man nun doppelt und dreifach empfinden mit demjenigen, der ihr ins Netz gegangen: der „arm Hans“ hat Fegfeuer und Hölle miteinander auf Erden bei seiner Greth. Inwiefern läßt sich aber bei diesen Schilderungen Derbheiten zuschulden kommen, die heute nicht mehr angehen, und so populär wie die arme Greth ist der arme Hans nie geworden.

Im Alter von fünfundsiebzig Jahren ist der alte Sepp als ehrwürdiger Chorherr in Münster gestorben. Er liebte stets ein gutes Tröpflein und hat die edle Gottesgabe des Weines in verschiedenen Gefängen verherrlicht. Das mag ihm bei seiner Anlage für Me-

lancholie über manche schwere Stunde hinweggeholfen haben. Den dunkeln Geistern, die wie Lemuren nach seiner Seele griffen, hat er den kräftigsten Widerstand geleistet mit seinen lebensfrohen, heitern Liedern, zu denen er selbst die Melodien erfand. Ist dies auch der Fall gewesen bei seinem Länderbürli, dann war es ein Glücksfall ersten Ranges, und man müßte es dann wirklich sehr bedauern, daß von den andern Melodien keine sich erhalten hat. War Zneichens Name bis dahin so gut wie vergessen und wird er mit der Zeit auch ganz vergessen sein — sein „Länderbürli“ wird fortleben als unvergängliches Beispiel gesunder und glücklicher Dialektpoesie.

## Gedichte von Hermann Hesse

### Bei Arcegno

Hier ist mir jeder Wegesrank vertraut,  
 Ich geh' den alten Eremitensteig,  
 Der zage Frühlingsregen tröpfelt sacht,  
 Im kühlen Wind aufflimmert Birkenlaub,  
 Braunspiegelnd wiederglänzt der nasse Fels ...  
 O Fels, o Pfad, o Wind und Birkenlaub,  
 Wie duftet ihr den alten Zauberernst,  
 Du keusche Land, wie flüchtet deine Anmut  
 Scheu hinter Fels und raube Schattenluft!  
 Dazwischen blüht aus rötlich kahlem Wald  
 Der wilde Kirschbaum selbstvergessen hin.  
 Hier ist mein heiliges Land, hier bin ich hundertmal  
 Den stillen Weg der Einkehr in mich selbst  
 Im Sinnbild einsamen Geästes gegangen  
 Und geh ihn heute neu, mit anderem Sinn,  
 Doch altem Ziel, und geh ihn niemals aus.  
 Hier atmen falterhaft Gedanken fort,  
 Die ich vor Jahren hier in Fels und Einsster,  
 In Sonnenhauch und Regenwind erjagt —  
 Nimm hin, du Stein und Bach und Birkenal,  
 Nimm wieder hin ein aufgetanes Herz,  
 Das nichts mehr will als euern heiligen Stimmen  
 Mit willigen Sinnen dankbar offenstehn.